

Bericht

an das h. eidgen. Departement des Innern und an die h. Regierungen der subventionierenden Kantone

über den Gang der Arbeiten am Schweizerdeutschen Idiotikon

während des Jahres 1916.

1. In den Leitenden Ausschluß traten an die Stelle der im Vorjahr verstorbenen Herren Nationalrat Dr. W. Bißegger und Prof. K. Schnorf (s. den letzten Bericht), sowie zur Ergänzung einer von früher her bestehenden Lücke die Herren Schriftsteller Meinrad Lienert, Dr. K. Schmid, Professor an der hiesigen Kantonsschule, und Dr. Ed. Korrodi, Redaktor der Neuen Zürcher Zeitung. Alle drei Herren haben ihr Verständnis und Interesse für unser Werk so vielfältig bewiesen, daß wir allen Grund haben, uns ihrer Teilnahme an den Arbeiten des Ausschusses zu freuen. Herr Prof. Schmid hat zugleich das verwaiste Amt eines Schriftführers übernommen.

Nach Abschluß des Berichtsjahres, doch noch ehe der vorliegende Bericht dem Leitenden Ausschluß vorgelegt werden konnte, hat diesen durch den am 3. Februar 1917 erfolgten Hinschied seines Präsidenten ein überaus schwerer Verlust betroffen. Im Februar 1897 in den Ausschluß gewählt, brachte Herr Oberst Dr. U. Meister nach seiner Art dem Unternehmen gleich sein volles Interesse entgegen; 1901 übernahm er das Vizepräsidium,

1904 das Präsidium, und die ganze Zeit hindurch bis an seines Lebens Ende war er der eifrigste und tatkräftigste Förderer des nationalen Werkes. Von Anfang an suchte er mit der ihm eigenen geistigen Lebhaftigkeit und Vielseitigkeit einen genauen Einblick in das Wesen und die Entwicklung des Unternehmens sowie ein selbständiges Urteil über den Gang der Bearbeitung und die Leistungen der Bearbeiter zu gewinnen. Als seine Hauptaufgabe erschien ihm, entsprechend den stets erneuten Wünschen der Behörden und der Abnehmer, ein rascheres Fortschreiten des Werkes zu erzielen. Dabei erkannte er bald, daß unerläßliche Voraussetzung dazu und zugleich eine Forderung der Billigkeit die ökonomische Besserstellung der Redaktoren sei. Als einflußreiches Mitglied des Nationalrates hatte er die Möglichkeit, an maßgebender Stelle die große Bedeutung des Idiotikons und die Notwendigkeit größerer Bundesbeiträge darzulegen. Diese Möglichkeit hat er immer wieder benutzt und es so erreicht, daß die jährliche Bundessubvention seit 1909 fast das Doppelte der bis 1902 ausgerichteten betrug. So konnte nicht nur das Redaktionspersonal wesentlich besser besoldet, sondern auch eine dringliche Ergänzung des Idiotikons nach der grammatischen Seite hin in Angriff genommen werden: die im Auftrag des Ausschusses von unserm Chefredaktor herausgegebenen „Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik“, die bereits zu einer stattlichen Reihe von Bänden gediehen sind. Es ist nicht das kleinste unter den großen Verdiensten, die sich der Verewigte um die wissenschaftliche Erforschung unsrer Mundarten erworben hat, daß er das neue Unternehmen in seiner Bedeutung erkannt und nach Maßgabe der verfügbaren Mittel stets dafür eingetreten ist. — Neben der finanziellen Förderung kamen dem Idiotikon während zweier Jahrzehnte bei allen Verhand-

lungen und Beratungen Herrn Oberst Meisters reiche Lebenserfahrung und seltene Menschenkenntnis, sein praktischer Blick, sein kluger Rat, seine immer arbeitsfreudige und opferwillige Initiative und sein stetes Wohlwollen für alle redlich Arbeitenden und Strebenden zu gute. Vor Schwierigkeiten wich er nicht leicht zurück, und auch unangenehme Erfahrungen oder bittere Enttäuschungen konnten ihn nicht von seinem Ziele abdrängen. Und als infolge des Krieges der Bundesbeitrag sich wesentlich verringerte, war er wiederum eifrigst bemüht, die Verhältnisse so zu ordnen, daß dem Fortschreiten des Werkes möglichst wenig Abbruch geschähe. — So ist denn die Tätigkeit von Herrn Oberst Meister für das Idiotikon eine sehr wirksame und segensreiche gewesen; sein Name wird mit dem Unternehmen für alle Zeit in ehrenvollster Weise verbunden bleiben, und der Leitende Ausschuß wie alle Freunde des Werkes werden seinem Wirken dauernd das dankbarste Andenken bewahren.

2. Die Redaktion blieb auf dem verminderten Stand von drei Mitgliedern. An eine neuerliche Vermehrung wird nicht zu denken sein, so lange unsre finanziellen Hilfsquellen, insbesondere von seiten des Bundes, nicht wieder stärker fließen. Sonst haben die Kriegsverhältnisse dem Fortschritt der Arbeiten nur insofern Eintrag getan, als Herr Dr. O. Gröger, der seine Sommerferien in Österreich zugebracht hatte, durch die österreichischen Militärbehörden viele Wochen lang an der Rückkehr gehindert wurde, so daß er fast ein volles Vierteljahr dem Bureau fern bleiben mußte. Um so erwünschter war es, daß Herrn Dr. K. Stucki neben der ihm in erster Linie obliegenden Erledigung der Druckkorrekturen ziemlich viel Zeit blieb, sich an der Redaktion zu beteiligen.

3. Fortg ang des Idiotikons. Im Berichtsjahr sind die Lieferungen 80 und 81 zur Ausgabe gelangt; von Lieferung 82 sind die ersten Bogen gesetzt. Heft 80 beginnt in der Gruppe *sch-l* und führt über die Gruppen *sch-lch*, *sch-ld*, *sch-lf*, *sch-lk*, *sch-lm* bis in den Anfang des Artikels *Schilt*. Heft 81 enthält den Schluß von *sch-lt*, die Gruppen *sch-lw*, *sch-m*, *sch-mpf* und den Anfang von *sch-n* (bis *schoon*).

Man hat oft die Sprache mit einem Lebewesen verglichen. Dabei lässt man zwar außer acht, daß sie nicht ein Organismus, sondern eine Funktion ist, und diese Unstimmigkeit tritt sofort ins Bewußtsein, wenn man das Bild bis in die letzten Konsequenzen verfolgen will. Aber für unser Empfinden bleibt es treffend, und sogar die Wissenschaft erkennt es an, indem sie ihm einen großen Teil ihrer Terminologie entnimmt: ein Stamm ist lebenskräftig, stark verzweigt, ein Wort steht im Mittelpunkt einer Sippe, es wandert, verdrängt andre, stirbt. Es sei versucht, die folgende Betrachtung des Inhalts unsrer Hefte im Sinne der in jener Terminologie zum Ausdruck kommenden sprachlichen Vorgänge zu ordnen.

Zunächst ein paar Beispiele für lebenskräftige Stämme. Zu einer Erweiterung der in *Schale*ⁿ vorliegenden Wurzel *skal* gehört *Schelfe*ⁿ (mit Umlaut-*e*) ‚Schale von Früchten‘, das bei uns mit dem 18. Jahrhundert verschwindet und durch die Ableitung *Schelfere*ⁿ ersetzt wird. Daneben steht eine synonyme Gruppe mit stammhaftem *i*, aus der das im 17. Jahrhundert belegte *Schilfen* kaum bodenständig, dagegen *Schilfere*ⁿ für St. Gallen und das Zürcher Oberland gut bezeugt ist. Weiter erscheint aber in der ältern Sprache auch noch *Sch lfen* ‚(Muschel-, Nuß-) Schale‘, von dem das im Berner Oberland heimische *e^{nt}-sch lf(e)re*ⁿ ‚(einen Gegenstand aus seiner festen Verbindung) loslösen‘, das wiederum Berührung mit bernischem

schüfre „splittern“ zeigt, kaum zu trennen ist. Von *Schelfe* durch Ablaut und die Stufe des stammauslautenden Konsonanten geschieden ist *Schel(p)fe* (mit altem *e*) „Splitter“. Zu *Schimpf* gehört appenzellisches *u*-*schampfig*, mißmutig, launig. Neben *Schiin* bewahrt die ältere Sprache ein mit anderm Suffix aus der gleichen Wurzel gebildetes *Schiim* „Glanz“. Das im Ablaut zu *schiiine* stehende (transitive) *scheine* „erscheinen lassen“, das in der Schriftsprache lautlich mit jenem zusammenfallen mußte, ist aus unsrer ältern Literatur noch reich belegt und hat sich in *verscheine* „eine Rechtsame durch allzu langes Warten verlieren“, *be-scheine* „zeigen“ bis in die neuere Zeit erhalten; immerhin zeigen sich Vermischungen zwischen beiden Bildungen auch bei uns, und zwar besonders in der Weise, daß die Glieder der Sippe mit *ii* sich teils formal (z. B. Partizip „erscheinen“ für „erschinen“ in der ältern Sprache), teils der Bedeutung nach (so mundartlich *b^e-schiiine* „an den Tag legen, beweisen“; literarisch *schiiinen* „erscheinen lassen“) an die entsprechenden der *ei*-Stufe anschließen. Alter Ablaut liegt auch vor bei *schalte* „schieben“ und *schelte* (mit einer zu erschließenden Grundbedeutung „stoßen“), deren Verwandtschaft aber schon in althochdeutscher Zeit wohl ebensowenig mehr empfunden wurde wie heute; als jüngere Ableitung von letzterm stellt sich ein zweites *schalten* „tadeln“ dar, das bei uns im 16. Jahrhundert belegt ist.

Gehn die eben dargelegten Verzweigungen einer Wurzel in verschiedene Stämme in eine Zeit zurück, in der der Ablaut noch in viel höherm Maß an der Wortbildung beteiligt war, so finden wir in der spätern Sprache ein Wachstum in andrer Richtung: der Stamm erweitert sich durch Präfixe und Suffixe, er entwickelt sich zu verbalen und nominalen, in ihrem Zusammenhang mit dem Grundwort leicht erkennbaren Bildungen,

die weiterhin der Komposition fähig sind. Gleich das eben genannte *schalte*ⁿ ‚schieben‘ kann hiefür als Beispiel dienen: an das Verbum schließen sich die zahlreichen Zusammensetzungen, ferner das Substantiv *Schalti*ⁿ*g*; von den weitem nominalen Ableitungen bezeichnet *Schalter* einerseits den, der ‚ein Schiff *schaltet*‘, anderseits ‚ein Werkzeug zum *Schalte*ⁿ‘; die letztere Bedeutung kehrt in weiblichem *Schalte*ⁿ wieder; junge Bildungen sind *Schalt* m. ‚Seestreifen längs des Ufers, innerhalb dessen das Segelschiff mit der *Schalte*ⁿ gestoßen wird‘ und *schältig* ‚von einem Gewässer, dessen geringe Tiefe zu *schalte*ⁿ gestattet‘. Obwohl wegen des seit Beginn der Überlieferung herrschenden *k* (statt *ch*) die Sippe von *Schalk* als zunächst und vorwiegend kanzleisprachlich zu betrachten ist, so erweist sie sich doch in ihrer reichen, zum Teil durchaus bodenständigen, ja spezifisch schweizerischen Entwicklung als lebenskräftig. Vom Substantiv gehn zwei verbale Bildungen aus: *schalke*ⁿ ‚sich schalkhaft benehmen, schmollen, zanken‘ (mit transitivem, in der ältern Sprache häufigem *be-schalcken* ‚beschimpfen‘) und *schelke*ⁿ ‚beschimpfen‘ (häufiger *b^e-schelke*ⁿ), betrügen (mit *er-schelke*ⁿ ‚Tiere außer Atem jagen‘). Von letzterm abgeleitet ist älteres *Schelkung* ‚Beschimpfung‘. Diminutiv zu *schalke*ⁿ ist *schälkle*ⁿ, an das sich *Schälklete*ⁿ ‚kleine Schmollerei‘ schließt. Weitere nominale Ableitungen sind *g^e-schalket* ‚schalkhaft‘, *g^e-schalkig* ‚übellaunig‘ und die wesentlich der ältern Sprache angehörenden Bildungen *Schalkheit*, *schalkhaft* (mit *Schalkhafti*, *schalkhaftig*), *schalklich*.

Lebenskraft äußert sich aber nicht nur in der Fähigkeit des Stammes, sich durch die verschiedenen Mittel der Ableitung zu einer umfangreichen Sippe zu verzweigen, sondern ebensowohl in der Fähigkeit des einzelnen Wortes, seinen Geltungsbereich durch bildliche

Anwendung und Übertragung zu erweitern und andererseits seinen Bedeutungsinhalt durch Spezialisierung und Prägnanz zu bereichern und zu vertiefen. So ist die eben erwähnte Sippe *Schalk* auch in ihrer Bedeutungsentwicklung eigenartig und zum Teil durchaus bodenständig. *Schalk* bezeichnet zunächst den Knecht; von hier aus führt, wie bei *Bueb* u. a., eine Entwicklung zum Schlimmern zur Bedeutung ‚Schurke‘ und an diese knüpfen wiederum die harmlosern heutigen Verwendungen ‚schalkhafter Mensch, Spaßvogel‘ einer-, ‚Mensch, dem üble Laune zur Gewohnheit geworden ist, Schmoller‘ andererseits an, deren letztere schon von Goethe als schweizerisch beobachtet wurde. Den Übergang zu der wesentlich der ältern Sprache angehörigen abstrakten Verwendung, die nur auf unserm Gebiet bis zur Bedeutung ‚Wut, Zorn‘ führt, bilden Wendungen, in denen der *Schalk* ‚als im Innern des Menschen wohnend gedachter Dämon bzw. als Personifikation eines Affekts‘ erscheint, so das noch mundartliche *deⁿ Schalk (im Liib, Bueseⁿ) haⁿ*. Nicht durchaus übereinstimmend, weil von andrer Grundlage ausgehend, aber doch, abgesehen von dem Fehlen der abstrakten Bedeutung, sehr ähnlich ist die Entwicklung bei *Schelm*. Die Grundbedeutung ‚als dämonisches Wesen vorgestellter Urheber von Seuchen‘ schimmert wiederum noch durch in Wendungen wie *deⁿ Schelm im Liib haⁿ*, das zunächst von einem mit physischen Mängeln behafteten Menschen oder Tier, dann aber auch von einem betrügerischen Menschen gebraucht wird. Die heute geläufige Verwendung für ‚verbrecherisch veranlagter Mensch‘, speziell ‚Dieb‘, die, ähnlich wie bei *Schalk*, zu der harmlosern Bedeutung ‚schlauer, neckischer Mensch‘ geführt hat, scheint aus zwei Quellen zusammengefließen zu sein, indem sowohl Übertragung von einer in der ältern Sprache vorhandenen Bedeutung ‚Tier, das dem

Schelm zum Opfer gefallen ist, Aas', als auch eine Entwicklung ‚Mensch, der vom *Schelm* befallen, besessen ist, mit Übergang in die moralische Sphäre in Betracht kommt. *Schöön*, zu dem sich *scho(o)n* mit der (über ein Mittelglied ‚gehörig, vollständig‘) sekundär entwickelten, heute im Vordergrund stehenden temporalen Bedeutung als Adverb stellt, hatte zunächst die engere Bedeutung ‚glänzend, klar, heiter, rein‘, aus der sich durch Erweiterung des Bedeutungsumfangs die des heutigen, schön‘ ergab. In der Mundart blickt aber das ältere Verhältnis noch vielfach durch, so wenn man die Aufforderung an ein Kind, sich zu waschen, in die Worte kleidet: *es schööns Buebli mache*“, wenn in Glarus und im Toggenburg ein moralisch einwandfreier Mensch als *e*“ *schööne*“ *Ma*“ bezeichnet wird oder wenn *schööne*“ ‚(Wein)klären‘ bedeutet; auch die Anwendung vom Wetter, eine der häufigsten von allen, bezog sich ursprünglich speziell auf den heitern Himmel. Umgekehrt hat das unserm *schelb* zugrundeliegende mittelhochdeutsche *schel* (flect. *schelwer*) im heutigen schriftsprachlichen ‚scheel‘ seine ursprünglich allgemeinere Bedeutung ‚schief‘ auf die spezielle ‚schief, vom Blick‘ verengt. Dagegen besteht wiederum in der Mundart das ältere Verhältnis fort: sie kennt *e*“ *schelbs Fueder, Dach, Muul* und namentlich *schelbs* (in Obwalden *schelgs*) *Holz* in der Bedeutung ‚verzogenes Holz‘, zu der sich *schelbe*“ (*schelge*“) ‚verzogen sein‘ stellt; sie entwickelt aber weiter noch eine unsinnliche Bedeutung ‚von der richtigen Beschaffenheit abweichend‘. Die schriftsprachliche Art der Anwendung ist der Mundart zwar ebenfalls nicht fremd, aber, wie das häufige Auftreten der nicht bodenständigen Form *scheel* zeigt, kaum überall ursprünglich. Bei *Schimpf* hat sich die ursprüngliche, aus der ältern Sprache, auch in den Spezialisierungen ‚ludus amatorius, Bühnenspiel, Waffenspiel‘, reich belegte Be-

deutung ‚Scherz‘ heute nur noch in Formeln erhalten wie: *Das ist keiⁿ Schimpf, es ist-mer us ^dem Schimpf, Öppis in Schimpf ziehⁿ, in Schimpf und Ernst sägeⁿ*. In der weitem, über ein Mittelglied ‚Spott, Hohn‘ verlaufenden, bereits frühneuhochdeutschen Entwicklung treffen *Schimpf* und *schimpfeⁿ* mit der Sippe von *schelteⁿ* zusammen, so daß die entsprechenden Glieder beider Gruppen heute wesentlich gleichbedeutend und nur in teilweise verschiedener geographischer Verteilung neben einander stehn. Etwas abweichend von der schriftsprachlichen ist die Entwicklung bei *Schuum*. Das Diminutiv *Schüümli* bezeichnet ‚ein Konfekt aus zu Schaum geschlagenem Eiweiß‘; anknüpfend an die Vorstellung des Leichten, obenauf Schwimmenden, geht *Schüümli* in die ‚Bezeichnung einer kleinen Menge‘ über, so daß man z. B. von einem *Schüümli Schnee, Brot, Herd* spricht; lokal zeigt sich Vermischung zwischen *Schuum* und *Schwumm*, so daß jenes den (Wasch-)Schwamm, dieses den Schaum bezeichnen kann. Auch *Schin(eⁿ)* zeigt bei weitgehender Übereinstimmung mit der Schriftsprache gewisse Eigenheiten, so die Spezialisierung ‚dünnes Band aus Holz zur Verfertigung von Korbwaren, Sieben udgl.‘, namentlich aber die ausschließlich schweizerische und hier auf das Walsergebiet beschränkte Bedeutung ‚(ins Fleisch gedrungener) Splitter‘. Zu ersterer stellt sich das gleichfalls nur schweizerische *Schiner* ‚aus Holzbändern geflochtener Korb‘.

Wie in einer reichen semantischen Entwicklung, so tritt die Lebenskraft eines Wortes auch in dessen häufiger Verwendung in Redensarten, Sprichwörtern udgl. zutage. Zumeist an geläufige Begriffe und Ausdrücke heftet die Volkssprache gnomische Sätze und umgekehrt fließen aus diesen dem sie zusammensetzenden Wortbestand neue Impulse zu, sei es im Sinne der Erhaltung und Kräftigung überhaupt, sei es im Sinne reicherer

Ausgestaltung des Bedeutungsinhalts. Es liegt nahe, daß uns bei *Schuld* gerade die Bedeutung ‚Schuldverpflichtung‘ mit der reichsten Auswahl solcher Wendungen entgegentritt. Einer *ist, steckt in'n Schuldeⁿ, hockt iⁿ d'Schulden ineⁿ*. Der hohe Grad der Verschuldung wird ausgedrückt durch: *er het Schuldeⁿ wie Schiiterbiigeⁿ, wie eⁿ Hund Flöh, bis aⁿ d'Chneu*. Sprichwörtern wie *lieber mit Hunger iⁿ's Bett gaaⁿ als mit Schulden ufstaaⁿ; d'Schuldeⁿ verbrönneⁿ mee^r Hüüser als d's Fiiür* stehen andre gegenüber, die den Verhältnissen die günstige Seite abzugewinnen suchen, wie: *'s ist Eine^r kein Maⁿ, wenn-er nid Schuldeⁿ het* oder: *mit deⁿ Schuldeⁿ leert-meⁿ huuseⁿ*. Geradezu zur Bedeutung ‚(Geld-) Summe‘ gelangt *Schuld* (*Schüldji, Schüllli*) im walserischen Teil Graubündens. Aus der *lauffeⁿdeⁿ Schuld* entwickelt sich ein *lauffeⁿde^r Schuldner*. Ähnliche steigende Wendungen wie bei *Schuld* kehren in der Gruppe *Scham* wieder, wenn es heißt *si^{ch} schämeⁿ wie-n-eⁿ Hund, wie en Bettseicher, bis uf d'Huut, in Grundsodeⁿ ineⁿ* und im Gegensatz dazu *si^{ch} keⁿ Tüüfel, keⁿ Dreck schämeⁿ*. Die Gruppe, die übrigens auch in semasiologischer Beziehung Eigenartiges gegenüber der Schriftsprache zeigt (hinzuweisen wäre etwa auf die Bedeutungsentwicklung des der Schriftsprache nur in partizipialer Fügung geläufigen (*si^{ch}*) *verschämeⁿ*, auf reflexives *b^e-schämeⁿ*, auf das in ostschweizerischen Mundarten in der Bedeutung ‚beschämend‘ verbreitete (*g^e-schämig*), ist überhaupt reich an formelhaften Wendungen und Sinnsprüchen. Herausgegriffen sei der Artikel *un-ver-schamt*, der zunächst gewisse Höflichkeitsformeln wie *so wil^t-i^{ch} so u. siiⁿ* bei der Annahme einer Einladung, dargebotenen Erfrischung belegt und daran Beispiele für das volkstümliche Urteil über den Unverschämten schließt (*u. lebt lang; besser u. g'gesseⁿ als u. la staaⁿ* usw.). Es hängt zweifellos mit der Rolle

zusammen, die der *Schimmel* seit alter Zeit im Volksglauben spielt, daß wir ihn heute in zahlreichen Redensarten finden wie: *mach-mer deⁿ Schimmel nüd schüüch*; *lueg dem Schimmel zum Aug, wil's no^{ch} Ziiit ist*; *s'riit't glii^{ch} wider en andere^r Schimmel dur^{ch}'s Dorf*. Auch Volksreime knüpfen häufig an den *Schimmel* an.

Die das Wortleben beeinflussenden Strömungen wirken nicht in gleicher Weise in der Schriftsprache und in der Mundart. Die Lebenskraft des Einzelwortes muß hier nicht notwendigerweise die gleiche sein wie dort. Zumeist, allerdings nicht immer, ist dann die Mundart im Vorteil. In *Schülpeⁿ* ‚Erdscholle‘ (Thurgau; Zürich) finden wir althochdeutsches *sculpa* wieder. Mittelhochdeutsch *scheme* ‚Maske‘ hat sich erhalten im abgeleiteten Verb *(t)schemeleⁿ* ‚Masken laufen, an der Fastnacht, auch zu Neujahr, gewöhnlich verbunden mit Gabensammeln‘, dann auch (wegen der mit solchen Aufzügen verbundenen Bettelei) ‚zu Gevatter bitten‘; dazu *(T)schemeler* ‚Vermummter; wer auf die Suche nach Paten geht‘. Im Wallis lebt noch ein, wie aus den Flurnamen hervorgeht, früher weiter verbreitetes (*Höu^{pt}-*, *Tootuⁿ-*) *Schila* ‚(Toten-) Schädel‘, das auf althochdeutsches (*houbit-*) *sciulla* zurückgeht. Eine alte Bildung (althochdeutsch *scalmo* neben *scelmo* aus *skalmjo*) hat die Mundart in *Schalm* bewahrt; sie gilt für sonstiges *Schelm* heute nur mehr im Thurgau und in einem Teil von Zürich, hatte aber ebenfalls früher größere Verbreitung, wie wiederum die Flurnamen zeigen, deren Wichtigkeit für wortgeschichtliche Untersuchungen aus solchen Fällen deutlich zutage tritt.

Natürlich muß nicht alles Wortgut, das die Mundart vor der Schriftsprache voraus hat, aus ältern Sprachperioden herübergerettet sein. Wenn wir auch für einen Teil dessen, das wir nicht zurückverfolgen können, die Lückenhaftigkeit der Überlieferung verantwortlich machen

dürfen, so bleibt doch ein Rest, bei dem das Zusammenwirken verschiedener Anzeichen, geographische Isoliertheit, Bildungsart usw., auf Neuschöpfungen deutet, deren Ausgangspunkt nicht immer festzustellen ist. So kennt die Freiburger Mundart ein vielleicht aus einem Lockruf entstandenes *Schuuli* ‚junge Gans, Ente‘. Zu *schabe*ⁿ stellt sich die merkwürdige Bildung (*g^e-*)*schabäuzelig* mit der Nebenform *g^e-schamäuzelig* ‚schäbig‘. Als ‚Kosenamen für kleine Kinder, wenn ihnen ein Mißgeschick begegnet ist‘ gilt im Emmental *Schinunggeli*. Angereiht seien hier jene, meist jungen Lehnwörter, die die Mundart aus der anderssprachigen Nachbarschaft bezogen hat und die zumeist eine mehr oder weniger breite Grenzzone nicht überschritten haben. So äußert sich im Westen der französische Einfluß, der durch die Beispiele *Schinilja* ‚Raupe‘ (Wallis) und *Schenipii* ‚Beifuß‘ (Berner Oberland) belegt wird. Verschiedene Quellen hat (*T*)*schambun(g)* ‚Schinken‘; dem größern Teil unsres Gebietes ist das Wort aus dem Französischen zugekommen, dagegen entstammt es im Südwesten (Alagna) einem italienischen, im Osten einem rätoromanischen Dialekt. Rätoromanisches *schinar* ‚enden, verscheiden‘ liegt der im Prättigau und Sarganserland durch mehrere Glieder vertretenen, semasiologisch selbständig entwickelten Sippe von *uus-schane*ⁿ ‚abmagern‘ (besonders in den Partizipien *uus-g^e-schanet* ‚abgemagert; ausgemergelt, vom Kulturboden‘; *g^e-schanet* ‚von schneidend kaltem Wind‘) zugrunde. Für *Schineever* ‚(Wachholder-) Branntwein‘ kommt weniger französisches *genièvre* als holländisches *jenever* in Betracht, das durch Söldner zu uns gebracht wurde. Damit sind wir zum Begriff des Wanderns der Wörter gekommen. In erster Linie wird es sich hier um Übergeh'n aus fremdem Sprachgebiet handeln, also um Lehnwörter im eigentlichen Sinn, wie sie zunächst in den schon ge-

nannten Beispielen, dann aber auch in dem auf weiterm Gebiet heimischen Lehngut vorliegen. Manches ist zwar der Schriftsprache ferngeblieben, kehrt aber in andern, mehr oder weniger abliegenden Mundarten wieder, so *schameriert* ‚verbrämt‘ (franz. *chamarré*), *(t)scha(r)meriert* (franz. *charmé*), *Schinjung* (franz. *chignon*). Andres, wie *Schamaade*ⁿ (in der Wendung *Sch. schlah*ⁿ ‚schimpflich nachgeben‘), *Schampiniong* teilen wir mit der Schriftsprache. Natürlich kann dabei die Mundart in lautlicher oder semasiologischer Beziehung eigene Wege gehn, so wenn zu *Schampanier* die Nebenform *Schämpis* erscheint, wenn wir in Schaffhausen *Schalmei* für ‚häßliche unbeliebte Weibsperson‘ finden oder wenn zu *scheniere*ⁿ der Konditional *schenurr* und die Ableitungen *Schenuur* ‚Geniertsein‘, *Schenübel* ‚schüchterne Person‘ gebildet werden. Aber mit dieser Art von Lehnwörtern ist das, was wir unter den Begriff des Wanderns zu stellen haben, nicht erschöpft. Auch zwischen Schriftsprache und Mundart findet Wanderung statt. Ist hiebei die letztere der Gastgeber, so kann der zunächst noch als Fremdling betrachtete Ankömmling schließlich auf Kosten älter Angeseßener das Vollbürgerrecht erlangen. Für bodenständiges *Binz*, *Roor* wird in der Halbmundart auch *Schilf* gehört; die Zürcher Bibelübersetzungen von 1530/1707 ersetzen Luthers ‚Schilf‘ noch regelmäßig durch einen der vorgenannten Ausdrücke. *Schultere*ⁿ (wofür echt mundartlich *Achsle*ⁿ) läßt sich aus unsern ältern Quellen nur ganz schwach belegen, abgesehen von der Spezialisierung ‚Vorderschinken des Schweines‘ (der im 13./14. Jahrhundert einen häufigen Bestandteil von Grundzinsen bildete); offenbar war das Wort in der allgemeinen Bedeutung bei uns nie recht heimisch. Junge Entlehnung ist *Schimmer*, das sich in der Redensart *kei(n) Schimmer ha*ⁿ ‚keine Ahnung haben‘ (dafür geläufiger

ken (*Hooch-*)*Schiin haⁿ*) einzubürgern beginnt. Häufig ist der Beweis der Entlehnung aus der Form zu erbringen. So muß *Schild* ‚Schutzwaffe; Wappenschild; Aushängeschild‘, dessen Identität mit dem noch zu besprechenden bodenständigen *Schilt* ‚Gebäck; Teil am Hause‘ usw. zum Teil gar nicht mehr empfunden wird, schon wegen des *-d* der Schriftsprache entstammen. *Schimmel* ‚Pilz (auf dem Brote)‘ ist eigentlich das gleiche Wort wie *Schimmel* ‚weißes Pferd‘, aber im Gegensatz zu diesem, wie verbreitetes *Schimmel* neben bodenständigem *Schümmel* beweist, nicht recht volkstümlich (dafür *Gräawi*, *Pilz*, *Bart*). Und noch weiter: auch von Mundart zu Mundart findet Wanderung statt. Nur gehört der Nachweis solcher Wanderungen zumeist zu den schwierigen, monographischer Darstellung vorbehaltenen Fragen der Wortgeographie, und das Wörterbuch ist nicht eben häufig in der Lage ihn zu führen. Offenes *ee*, das in Visperterminen in dem zu *schöön* gehörigen *scheenuⁿ* ‚schälen‘ gilt, zeigt, daß das Wort aus einer Nachbarmundart herübergenommen sein muss, die den Laut in jener etymologischen Geltung kennt. *Schiemel* (davon *schiemeleⁿ* ‚krumm, schleppend einhergehen‘, weil die Krüppel sich früher kleiner Schemel bedienten), das in Teilen von Schaffhausen, Thurgau und Zürich *Schämel* ‚(Fuß-)Schemel‘ vertritt, läßt sich durch einheimische Lautgesetze nicht erklären und ist der Entlehnung aus der schwäbischen Nachbarschaft verdächtig. Bei *Schalk* ‚Weiberkleid von schwarzer Farbe, das den obern Teil des Leibes bedeckt‘ deutet die geographische Verbreitung (St. Antönien, Sax) auf Entlehnung aus dem Bairisch-Österreichischen, wo das vielleicht mit schriftsprachlichem ‚Schalk‘ identische Wort gut bezeugt ist.

Häufig ist natürlich auch der Fall, daß die Gründe, die zum Aussterben eines Wortes führten, in der Mundart in gleicher Art wirksam waren wie außerhalb derselben.

Nur einige Beispiele. Den technischen und kulturellen Wandlungen kann sich der vorhandene Wortschatz anpassen, indem er in seiner Bedeutungsentwicklung mit demselben Schritt hält. Ist dies nicht der Fall, so verschwindet das Wort mit der Sache, wie wir das besonders an Bezeichnungen von Stoffen und Verwandten häufig beobachten, so bei *Scham(e)lot* ‚halbwollener Kleiderstoff, ursprünglich aus Kamelhaaren‘, das mit dem 17. Jahrhundert ausstirbt. Den veränderten Verhältnissen mag auch *Scholder* ‚Anteil des Bankhalters am Spieleinsatz, auch als obrigkeitliches Gefäll (sofern die Obrigkeit den Betrieb des Spieles selbst in die Hand nahm)‘, das übrigens in andern süddeutschen, namentlich bairischen Mundarten noch lebt, zum Opfer gefallen sein. Bei Schimpfwörtern, wie dem seit dem 16. Jahrhundert verschwundenen *Schüll* ‚Tölpel‘, kann man daran erinnern, daß Wörter dieser Sphäre besonders der Mode unterliegen.

Ein Blick sei noch auf einige Artikel geworfen, in denen die rein sprachlichen vor den Sachfragen in den Hintergrund treten. Ein genaueres Eingehen rechtfertigt sich hier namentlich bei *Schuel*. Die ‚tütsche schuol‘ mit den Lehrgegenständen Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion geht mit den Anfängen ins 14./15. Jahrhundert zurück; ursprünglich, von der behördlichen Genehmigung abgesehen, rein privaten Charakters hat sie sich erst im Laufe des 16. Jahrhunderts zu einer öffentlichen Anstalt entwickelt, für die die Bezeichnungen ‚offene, ordentliche schuol‘ erscheinen. In Zürich findet sich daneben im 18./19. Jahrhundert (noch 1830) die *Huus-Schuel*. Die namentlich von der Lehrerschaft ausgehenden Klagen und die daraufhin von den Regierungen erlassenen Verordnungen gegen die *Neben-* (auch *Hümpel-, Kleb-, Bü-, Winkel-*) *Schuelen*, die der *Haupt-Schuel* die

Schüler entziehen, gehören seit Anfang des 17. Jahrhunderts zur Regel. Neben der *Loon-Schuel* (so in Appenzell noch im 1. Viertel des 19. Jahrhunderts) bestand die *Frii-Schuel*. Mit Bezug auf Zürich bemerkt J. J. Wirz 1793, daß die Schullehrer bereits Ende des 17. Jahrhunderts ‚teils aus eingezogenen Klostergütern, teils auch aus einigen Privatvermächtnissen besoldet‘ wurden, ‚so daß alle unsere Stadtschulen eigentlich Freischulen sind‘. Unterscheidung nach Ständen zeigt *Armeⁿ-*, *Hinder-säässeⁿ-*, *Iiⁿ-woner-Schuel* gegenüber *Burger-Schuel*. Wie die *Früe-*, *Morgeⁿ-Schuel*, so entspringt die *Aabeⁿd-*, *Nacht-Schuel* der Absicht, den Kindern und jungen Leuten tagsüber mehr freie Zeit für die Besorgung ihrer Arbeit zu lassen, als dies die *Tag-Schuel* ermöglicht. Die *Summer-Schuel* ist, wenigstens auf dem Lande, jünger als die *Winter-Schuel* und im Gebirge heute noch nicht überall bekannt. Ende des 18. Jahrhunderts finden wir auch eine *Früelings-* und *Herbst-Schuel* genannt. Den Gegensatz zu diesen an Jahreszeiten gebundenen Schulen bildet die *Jaar(s)-Schuel*. Der körperlichen Ausbildung dienten die *Fecht-* oder *Schirm-Schuelen*, die seit dem 15. Jahrhundert in verschiedenen Städten (Aarau, Bern, Luzern) erwähnt werden. Auch eine öffentliche Fechterübung, wie solche zu besondern Anlässen häufig stattfanden, wurde als *Fecht-Schuel* bezeichnet. Die Redensart *'s stinkt iⁿ der Fecht-Schuel* deutet auf die in den Fechtbuden herrschende Atmosphäre. Eine reiche, wie begreiflich, durch Diminutiva charakterisierte Terminologie weist die für die Kleinsten bestimmte Unterrichtsstätte auf; die Ausdrücke *Gaum-*, *G^e-vätterli-*, *Gä(n)ggeli-*, *Häfeli-*, *Chegeli-*, *Bääggeli-*, *Töggeli-Schuel* sind zum Teil geographisch, zum Teil aber nur durch den Gefühlswert geschieden. Naturgemäß hat häufig die gleiche Bezeichnung einen je nach örtlichen und zeitlichen Verhältnissen wechselnden Begriffsinhalt, wie wir das z. B.

bei *Industrii-, Kunst-, Kantoons-, Normal-, Real-, Gewerb(s)-Schuel* beobachten können. Über das Leben und Treiben der Schulbesucher spricht sich der Artikel *Schueler* eingehend aus. Von den obrigkeitlichen Erlassen gegen öffentlichen Unfug, Waffentragen, Trinkgelage, ‚Tabaktrinken‘ wird eine reiche Auswahl vorgeführt. Ein Absatz ist den Festen und Lustbarkeiten gewidmet. Arme Schüler wurden auf öffentliche Kosten gespeist. Daneben suchten sie durch Gabensingen, wohl auch Bettel ihren Unterhalt zu verbessern. In üblem Ruf stand der *fareⁿd Schueler*, der mit Schatzgräber, Schwarzkünstler udgl. ziemlich gleichbedeutend war. In die verschiedensten Sachgebiete reicht *Schilt*. Lassen wir die Bedeutung ‚(Wappen-) Schild‘ als der Umgangssprache nicht eigentlich geläufig beiseite, obwohl sich für die ältere Zeit gerade hier aus den Belegen manches kulturhistorisch Interessante ergibt, so bleibt noch genug des Erwähnenswerten. In der Ostschweiz verbreitet ist das als (*Ankeⁿ-, Miiggeⁿ-, Broot-*) *Schilt* bezeichnete, nicht überall gleich geformte Gebäck. Mehr örtlich beschränkt ist *Schilt* als Name von Geräten oder deren Teilen; so gilt es im Aargau für ‚je zwei benachbarte der vier senkrechten Säulen des Webstuhls‘, in Teilen von Solothurn für den ‚Eisenteil der Sense, der im *Worb* steckt‘, in Grindelwald für ‚die am Hals der Schweine angebrachte Vorrichtung, die dieselben am Durchbrechen der Zäune hindert‘ (auch *Süü^w-Schilt*). Im Gebirge wird (*Föön-, Gupp-, Gux-, Bux-, Schnee^w-, Wind-*) *Schilt* zur Bezeichnung einer vom Wind angewehten, als Ursache von Lawinen gefürchteten Schneeablagerung. Besonders hervorzuheben ist aber die Anwendung von *Schilt* und zahlreichen seiner Zusammensetzungen auf gewisse Teile des Hauses, indem hier die geographische Verteilung der einzelnen Bedeutungen (1. die Front bildende trauf- bzw. giebel-

seitige Wand — 2. der meist in Riegelbau hergestellte oberste dreieckige Teil einer Giebelwand — 3. dreieckige Dachfläche, welche durch Verkürzung des Firstbaums auf den beiden Schmalseiten des Gebäudes sich ergibt. — 4. Seite des Daches) als ein getreues Abbild der Verbreitung der einzelnen Haustypen erscheint. Von der Metzgersprache aus, deren Wortschatz, wie der der Berufssprachen überhaupt, häufig über die Mundartgrenzen hinausgreift, in weitere Kreise gedrungen ist *Schild* in der Bedeutung ‚die beiden Seiten der Brust des Rindes bedeckendes Fleischstück‘. Die Terminologie anderer Berufssprachen bleibt naturgemäß mehr auf die eigentlichen Berufskreise beschränkt. Fachausdruck der Jäger ist *Schild* für den ‚das Weidloch des Rehwildes umgebenden weißen Fleck‘. Aus der Zimmermannssprache begegnen wir *ver-schelbe* „ein Stück Holz mit Hobel oder Beil eben machen“ und dem verwandten *Schild*^{ch}*ing* ‚nach inwendig ansteigende Decke über der Fensternische‘. Auch die Soldatensprache ist in unsern Verhältnissen zu den Berufssprachen zu rechnen, während sie in Ländern mit stehendem Heer sich der Standessprache zum mindesten nähert. Ihr entstammt *schultere* „(eine Waffe) auf die Schulter nehmen“. Während bei den Berufssprachen die Beschränkung der Verständlichkeit auf einen gewissen Kreis nur ein sekundäres, aus der Sachlage sich notwendig ergebendes Moment darstellt, ist sie bei den Standessprachen vielfach gewollter Zweck, sei es, um, wie bei der Studentensprache, die Geschlossenheit des Standes gegen außen auch durch die Sprache darzutun, sei es um das Geheimbleiben von Mitteilungen zu sichern. Dieser letztere Umstand tritt wohl am deutlichsten zutage in der Gaunersprache, deren Tendenzen somit in schärfsten Gegensatz treten zu dem das sonstige Sprachleben mit am meisten beherrschenden und beein-

flussenden Streben, dem nach weitreichender Verständlichkeit. Deshalb sei den in unsern Heften behandelten Vertretern dieser Sprache in der Sprache der Schluß der Betrachtung gewidmet. *Schei*“ ‚Tag‘ (dazu *scheine*“ ‚tagen‘) ist unser *Schii(n)*, aber in der schriftsprachlichen Lautform übernommen. Dagegen zeigt das verwandte *Schiinli*“g ‚Auge‘ bodenständigen Lautstand, was aber Einwanderung mit nachträglichem Lautersatz durch die mundartlichen Entsprechungen nicht ausschließt. Die Assimilation durch die Mundart kann aber noch weitergehen, indem, wie z. B. bei *schenigle*“, *schinnegle*“ ‚sich abmühen, arbeiten‘, ein zunächst rotwälsches Wort aus seiner ursprünglichen Sphäre in die Gemeinsprache übergeht und hier als nützliches Mitglied seiner neuen Umgebung, ohne seine anrühige Abstammung zu verraten, weiterlebt.

Für Einzelnes war auch diesmal sicherer etymologischer Anschluß nicht zu gewinnen. Das bereits erwähnte *Scholder* wird zweifelnd zu einem anderweitig bezeugten *schollern* ‚(hinab) rollen‘ gestellt. Schwyzersches *schüele*“ ‚einen Ausschlag um den Mund bekommen, nur von Schafen‘ gehört vielleicht zu *Schiele*“ ‚Schuppe‘. (*T*)*schamperli* ‚kurzes, abgestutztes männliches Kleid, dessen man sich meistens zuhause bedient‘ wird bei uns nur aus Luzern angegeben, ist aber in bairisch - österreichischen Mundarten verbreitet; sollte etwa das Adjektiv *schamper* (aus *schandbar*) zugrunde liegen und die Kürze des Gewandes die Bedeutungsbrücke bilden? Unklar und jedenfalls nicht mit neuhochdeutschem ‚Scham‘ identisch ist ‚schar‘ in einer Laufenburger Urkunde von 1578, wo der Fang gewisser Fische erlaubt wird, ‚so lang und wen die selbigen im schar seind‘.

4. Ergänzungsarbeiten zum Idiotikon.
Die Reihe der im Auftrag des Ausschusses durch den

Chefredaktor herausgegebenen „Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik“ hat sich im Berichtsjahr um zwei Bände vermehrt: um Band IX, der eine gedrängte Beschreibung der Lautverhältnisse der Mundarten des Toggenburgs von Dr. W. Wiget enthält, und Band X mit einer einläßlichen, Laute und Formen umfassenden Darstellung der sehr eigenartigen Mundart von Jaun im Kanton Freiburg von Dr. K. Stucki. Zwei weitere für die „Beiträge“ bestimmte Arbeiten sind unter der Presse: in der einen behandelt Dr. L. Brun die Mundart der deutschen Sprachinsel Obersaxen in Bünden, die andre bringt eine Untersuchung von Prof. M. Szadowsky in Chur über die von Verben abgeleiteten sog. Nomina agentis des Schweizerdeutschen. Die umfangreiche, für die deutsche und allgemeine Wortbildungslehre aufschlußreiche Abhandlung beruht stofflich fast ganz auf den bis jetzt erschienenen Bänden des Idiotikons und vermag so eine Vorstellung zu geben von dem außerordentlichen Reichtum an sprachlichen (keineswegs bloß lexikalischen) Tatsachen, der in unserm Werke aufgespeichert ist. Der Druckreife nähert sich sodann eine Darstellung der Mundart der bündnerischen Herrschaft; weiter in Ausführung begriffene Arbeiten betreffen die Mundart des Zürcher Oberlandes und des Luzerner Gäus. Leider sind die Mittel, die wir von unsern so stark verminderten Einnahmen für die „Beiträge“ erübrigen können, sehr beschränkt, und der im letzten Bericht dankbar gewürdigte Zuschuß der „Stiftung für wissenschaftliche Forschung an der Universität Zürich“ wird bald genug erschöpft sein. Dennoch geben wir die Hoffnung nicht auf, daß es trotz den schlechten Zeiten gelingen werde, das in vaterländischer und wissenschaftlicher Hinsicht gleich wichtige und dringliche Unternehmen in Gang zu erhalten und zu gedeihlichem Ende zu führen.

Der Bericht des von uns unterstützten Phonogrammarchivs der Universität Zürich ergibt, daß der Bestand an Dauerplatten (152) sich seit dem Vorjahre nicht vermehrt hat, da das Wiener Institut infolge des Krieges auch im Berichtsjahre nicht in der Lage war, Dauergüsse auszuführen. Die Aufnahmen wurden nichtsdestoweniger fortgesetzt, und es konnten zu den im letzten Jahresbericht ausgewiesenen 229 Platten weitere 27 gefügt werden. Von diesen entfallen 11 auf eine durch Herrn Schulinspektor Dr. E. Hafter vorbereitete Sammelaufnahme in Glarus, zu der sich Vertreter aus Mollis, Näfels, Elm und Nidfurn eingefunden hatten. Im benachbarten Wesen besprach Lehrer A. Stössel 5 Platten. Eine 3 Platten umfassende Probe der walserischen Mundart von Bosco, der einzigen deutschen Gemeinde des Tessins, lieferte der in seiner Heimatgemeinde amtierende Lehrer S. Sartori. Auch die lange geplante Aufnahme der Mundarten des Samnauns (Bünden) konnte heuer verwirklicht werden, und zwar liegt die deutsche (südbairische) Mundart des Tals nunmehr in 4 von Förster O. Kleinstein aus Loret besprochenen Platten vor, während 2 weitere den nahezu ausgestorbenen rätoromanischen Dialekt festhalten, als dessen Vertreter sich Schuhmacher A. Heiß aus Compatsch eingefunden hatte. Die restlichen 2 Platten enthalten Texte in den rätoromanischen Dialekten von Surrhein (Somvix) und Obervaz; Sprecher waren cand. phil. Deplazes und cand. med. Thalparpan.

Die diesjährige Übungsfahrt des vom Chefredaktor geleiteten Schweizerdeutschen Kränzchens an der Universität, die, unter stärkerer Beteiligung als je, am 17. Juni stattfand, hatte den Kanton Schwyz zum Ziele und zum Zwecke die Feststellung von Verlauf und Beschaffenheit der diesen Kanton von West nach Ost durch-

ziehenden Sprachgrenze, die einen Abschnitt der die nord- und südschweizerischen Mundarten trennenden Grenze bildet. Aufnahmen wurden gemacht in Schindellegi, Bennau, Einsiedeln und Euthal einerseits, in Rothen thurm, Alpthal und Unteriberg anderseits. Die Unternehmung erfreute sich wieder der dankenswerten Mithilfe einer Anzahl Herren aus den untersuchten Orten, vor allem des Herrn Meinrad Lienert, dessen wirksamer Vor- und Mitarbeit ein wesentlicher Anteil am Erfolg des Tages gebührt. Herr Lienert hatte auch, zur lebhaften Freude aller Beteiligten, die Liebenswürdigkeit, die Fahrt in seine und seiner Dichtung Heimat persönlich mitzumachen.

5. Sonstige Vermehrung der Sammlungen; Mitarbeiter. Wieder liegt uns die angenehme Pflicht ob, für eine ansehnliche Zahl von Beiträgen an gedrucktem und handschriftlichem Material zu danken, die unsern Sammlungen im Laufe des Berichtsjahres zugeflossen sind und Zeugnis ablegen für das unverminderte, wenn nicht gesteigerte Interesse, das unsrer angestammten Sprache und ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung in allen Volkskreisen entgegengebracht wird. Von einer Aufzählung des Einzelnen müssen wir auch diesmal absehn: mögen sich die freundlichen Spender mit der allgemeinen Form des Dankes einstweilen begnügen und im guten Werk nicht müde werden!

Wie schon im vorjährigen Bericht mitgeteilt wurde, hat unsre Redaktion für die von Prof. F. Wrede in Marburg i/H. herausgegebene allgemeine mundartliche Bibliographie des deutschen Sprachgebietes die Zusammenstellung des schweizerischen Anteils übernommen und in einem Rundschreiben sämtliche in Betracht kommenden schweizerischen Verleger um ihre Mitwirkung gebeten; diese Bitte ist im Berichtsjahr erneuert worden.

Sie hat sich wiederum reichlich gelohnt: eine ganze Reihe von Verlegern übermittelte unserm Bureau ihre mundartlichen Publikationen teils unentgeltlich, teils zu wesentlich ermässigtem Preise, wodurch, abgesehen von der Förderung des besondern bibliographischen Zweckes, unser mundartliches Quellenmaterial willkommenen Zuwachs erfahren hat. Wir sagen dafür den opferwilligen Firmen auch an dieser Stelle verbindlichen Dank und bitten sie, auch fernerhin im gegebenen Falle sich unser freundlich zu erinnern.

Ein Wort herzlichsten Dankes gebührt auch diesmal all unsern getreuen, unermüdlichen Korrespondenten zu Stadt und Land. Wir brauchen nicht zu wiederholen, was wir schon so oft ausgesprochen haben, daß der gedeihliche Fortgang unsrer Arbeiten von ihrer Mithilfe abhängt: die Erfahrung langer Jahre gibt uns die Zuversicht, daß wir auch in Zukunft auf sie bauen können.

Zum Schluß entbieten wir den h. Behörden des Bundes und der uns unterstützenden Kantone den Ausdruck aufrichtigen Dankes für ihr fortdauerndes Wohlwollen und zeichnen

hochachtungsvoll

Namens des Leitenden Ausschusses für das Schweizerdeutsche Idiotikon

der Vizepräsident:
Dr. A. Kaegi, Prof.

der Schriftführer:
Dr. K. Schmid, Prof.

der Chefredaktor:
Dr. A. Bachmann, Prof.

Zürich, den 5. Februar 1917.

BUCHDRUCKEREI
NEUE ZÜRCHER ZEITUNG
ZÜRICH